



In seinen Jahren bei der Polizei von L. A. hatte Peter Decker schon so manchen harten Fall aufzuklären. Doch was ihn nun im Apartment des ermordeten Hobart Penny erwartet, sprengt all seine Vorstellungen: Die Wohnung gleicht einem Schlachtfeld, verwüstet, überall Blut – und mittendrin ein freilaufender sibirischer Tiger. Schnell entdecken Decker und seine Kollegen, dass das exotische Haustier nicht die einzige Eigenheit des exzentrischen Millionärs war. Welches dunkle Geheimnis hatte der alte Penny noch?

FAYE KELLERMAN war Zahnärztin, bevor sie als Schriftstellerin mit ihren Kriminalromanen international und auch in Deutschland riesige Erfolge feierte. Sie lebt zusammen mit ihren Kindern und ihrem Mann, dem Psychologen und Bestsellerautor Jonathan Kellerman, in Los Angeles.

FAYE KELLERMAN

UND ANGST  
WIRD DICH ERFÜLLEN

EIN DECKER/LAZARUS-KRIMI

*Aus dem Amerikanischen  
von Frauke Brodd*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
*The Beast* bei William Morrow, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*  
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2015

Copyright © 2013 by Plot Line, Inc.

Published by arrangement with William Morrow,  
an imprint of HarperCollins Publishers, LLC.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015 bei btb Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München

Umschlagmotiv: © Arcangel Images / Diane K Miller

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74807-5

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de!](http://www.transatlantik.de!)

*Für Jonathan, wie immer*

*Für meine Lektorin Carrie Feron*

*Und für meine Fans, die mich seit fünfundzwanzig Jahren unterstützen!*



Die ganze Situation hatte das Zeug zu einem Alptraum, angefangen mit dem schleppenden Gang durch den Gerichtssaal: Als hätte seine Verzögerungstaktik die Macht, das Unausweichliche aufzuhalten. Sieben Stunden hatte er dann im Zeugenstand ausgesagt, aber die Dauer war nicht das Schreckliche daran. Wenn Gabe Klavier übte, hatte er schon doppelt so lange Marathonsitzungen überlebt. Nur konzentrierte er sich beim Spielen voll und ganz auf seine Musik, was schlichtweg unmöglich war, wenn man als Zeuge auseinandergenommen wurde. Hier musste er sich auf Dinge konzentrieren, die er unbedingt vergessen wollte: wie *jener* Tag so normal begonnen und sich innerhalb von wenigen Minuten in eine tödliche Falle verwandelt hatte.

Gegen vier Uhr Nachmittag vertagte sich das Gericht endlich, und die Staatsanwaltschaft war im Grunde genommen mit ihrer Befragung zu Ende, doch Gabe wusste genau, dass die Verteidiger ihm am nächsten Tag zusätzliche Fragen stellen würden. Eskortiert von seiner Pflegemutter Rina Decker auf der einen Seite und seinem Pflegevater, dem Lieutenant, auf der anderen verließ er den Saal. Sie begleiteten ihn zu einem wartenden Auto, in dem Sergeant Marge Dunn hinterm Steuer saß.

Sie fuhr die schweigsame Gruppe durch die Straßen des San

Fernando Valley – einem Vorort von Los Angeles –, bis sie vor der Einfahrt zu Deckers Grundstück anhielt. Kaum war er im Haus, ließ sich Gabe auf das Sofa fallen, nahm seine Brille ab und schloss die Augen.

Rina setzte ihre Häkelmütze ab, wodurch eine Flut schulterlanger schwarzer Haare befreit wurde, und musterte den Jungen. Er war fast kahl – dank eines Indie-Films, in dem er mitgespielt hatte – und sah blass und müde aus. Seine Stirn war mit kleinen roten Punkten bedeckt.

»Ich ziehe mich schnell um, und dann kümmere ich mich ums Abendessen«, sagte sie. Beim Klang ihrer Stimme öffnete Gabe die Augen. »Du musst am Verhungern sein.«

»Eigentlich ist mir ein bisschen übel.« Er rieb sich die grünen Augen und setzte seine Brille wieder auf. »Aber sobald ich was esse, geht's mir bestimmt besser.«

Decker und Marge kamen kurz darauf ins Zimmer und unterhielten sich angeregt über die Arbeit. Der Lieutenant lockerte seine Krawatte und setzte sich dann neben Gabe. Der arme Junge schwankte ständig hin und her zwischen seiner Teenagerwelt und der der Erwachsenen. Das letzte Jahr hatte sein Pflegesohn am Juilliard College verbracht und den Stoff aus zwei Schuljahren quasi in ein einziges gepackt. Decker legte einen Arm um Gabes Schultern und gab ihm einen Kuss auf seinen Pfirsichflaumkopf. Gabe war nicht völlig kahl, aber das, was nachwuchs, tendierte zu Blond.

»Wie war ich?«, fragte Gabe.

»Phänomenal«, sagte Decker. »Ich wünschte, jeder meiner Zeugen wäre nur halb so gut wie du.«

Marge nahm Gabe gegenüber Platz. »Du warst der Traum jedes Staatsanwalts: vollkommen glaubwürdig, geradeheraus und verdammt süß.« Als Gabe lächelte, fuhr sie fort: »Und dein Filmstar-Status hat auch nicht geschadet.«

»Du lieber Himmel. Das war praktisch nur ein Abschlussfilm von Studenten mit einem Mini-Budget. Daraus wird nie und nimmer was.«

Decker grinste. »Man weiß nie.«

»Glaubt mir, ich weiß es. Hab ich euch von der Szene mit meinem Zusammenbruch erzählt? Also, ich renne da einen langen Flur in einem Sanatorium hinunter, splitterfasernackt und mit wehendem Haar, während Pfleger in weißen Kitteln versuchen, mich einzufangen. Als sie mich kriegen, rasieren sie mir die Haare ab, und ich schreie die ganze Zeit: ›Nicht meine Haare, nicht meine Haare!‹ Der Regisseur behauptet, dass es eine tolle Sequenz ist. Ich muss ihm einfach glauben.«

»Du hast deinen eigenen Film noch nicht gesehen?«, fragte Marge.

»Nein. Ist doch oberpeinlich. Nicht wegen der Nacktszene, aber ich wette, dass ich ein miserabler Schauspieler bin.«

Marge grinste, stand auf und zupfte sich eine Wollmaus von ihrem beigefarbenen Pulli. »So, Gentlemen, ich muss leider zurück an meinen Schreibtisch. Im Revier wartet jede Menge Papierkram.«

»Mal ganz abgesehen von den Sachen, die ich auf dich abgewälzt habe«, sagte Decker. »Danke, dass du meinen Arbeitsausfall kompensierst.«

Rina kam ins Zimmer, bekleidet mit einem langärmeligen schwarzen T-Shirt, einem Jeansrock und Hausschuhen. »Bleibst du nicht zum Essen, Marge?«

»Ich kann nicht, zu viel Arbeit.«

Decker blickte auf seine Uhr. »In einer Stunde leiste ich dir Gesellschaft, falls du noch da bist. Ich bringe dir vom Abendessen ein Care-Paket mit.«

»Wenn das so ist, Sorge ich dafür, noch da zu sein.« Marge verabschiedete sich mit einem Winken und ging hinaus.

»Brauchst du Hilfe?«, fragte Decker seine Frau.

»Ich komme klar. Es war ein langer Tag, und gegen ein bisschen Ruhe habe ich nichts einzuwenden.« Sie verschwand in Richtung Küche.

»So wie ich rieche«, sagte Gabe, »sollte ich vielleicht mal duschen. Ich hab ganz schön geschwitzt.«

»Das ist normal.«

»Schätze, heute war nur eine Art Warmlaufen für morgen, wenn die Verteidigung mit mir ihren großen Tag hat.«

»Du wirst das gut meistern. Bleib einfach, wie du bist, und sag die Wahrheit.«

»Dass ich der Sohn eines Berufskillers bin?«

»Gabe ...«

»Mal ehrlich, wem wollen wir denn hier was vormachen? Du weißt ganz genau, dass sie ihn aufs Tapet bringen werden.«

»Wahrscheinlich. Und wenn, wird dein Anwalt Einspruch einlegen, weil Christopher Donatti nicht zur Sache gehört.«

»Er ist ein Krimineller.«

»Er ja, du nicht.«

»Er betreibt Bordelle.«

»In Nevada sind Bordelle legal.«

»Er hat Dylan Lashay aufgeschlitzt und zu Wackelpudding verarbeitet.«

»Reine Mutmaßungen.« Decker sah den Jungen direkt an. »Also gut, ich bin jetzt mal der Verteidiger und nehme dich ins Kreuzverhör, okay?« Er räusperte sich und versuchte, wie ein Anwalt aufzutreten. »Haben Sie jemals an einer kriminellen Handlung teilgenommen? Und seien Sie vorsichtig, was Sie jetzt sagen.«

Gabe dachte einen Augenblick nach. »Ich hab Gras geraucht.«

»Haben Sie jemals Pillen genommen?«

»Nur verschriebene Medikamente.«

»Wie zum Beispiel?«

»Paxil, Xanax, Zoloft, Prozac ... eine ganze Schublade voll Pharmazeutika. Meine Ärzte rackern sich ab, um rauszufinden, was die affektive Störung ausgelöst hat. Und die Antwort lautet – sie finden nichts.«

»Es reicht, wenn du die Medikamente aufzählst, Gabriel.«

»Ich weiß.«

»Haben Sie gerade Angst?«

»Ich hab gerade große Angst.«

»Gute Antwort«, sagte Decker, »denn wer hätte in so einem Prozess keine Angst? Die Staatsanwaltschaft hat dich gerade als talentierten Teenager dargestellt, der eine stark traumatisierende Erfahrung durchleben musste. Im Kreuzverhör wird die Verteidigung dir ein Bein stellen wollen. Sie werden dich nach deinem Vater fragen, sie werden dir Fragen zu mir stellen. Mach vor jeder Antwort eine Pause, um dem Staatsanwalt die Zeit für einen Einspruch zu geben. Und was immer du auch sagst, fang nicht an zu spekulieren. Im Verhör durch deine Anwälte werden diese dafür sorgen, dass die Geschworenen wissen, dass du *nicht* der Sohn deines Vaters bist.«

»Um mich mach ich mir gar nicht die großen Sorgen«, sagte Gabe, »nur um Yasmine. Es bringt mich fast um, wenn ich mir vorstelle, wie so ein Scheißanwalt sie in die Mangel nimmt.«

»Sie ist sechzehn, gut behütet, eine Einser-Schülerin, und äußerlich wirkt sie klein und zart. Sie wird wahrscheinlich weinen. Jeder wird sie mit Samthandschuhen anpacken. Alle lassen sie wortwörtlich wiederholen, was Dylan und die anderen zu ihr gesagt haben, und dann werden sie über die Bedeutung dieser Sätze streiten. Ich bin sicher, die Verteidigung sagt etwas im Sinne von, das Ganze sei nur ein Scherz gewesen. Ein schlechter Scherz, aber ohne böse Absicht.«

»Dylan wollte sie anschließend vergewaltigen.«

»Er hätte sie vielleicht sogar getötet, wenn du nicht eingeschritten wärst.« Decker schwieg einen Moment. »Es könnte auch sein, dass sie gar nicht in den Zeugenstand gerufen wird. Möglicherweise versuchen sie nach deiner Aussage noch mal, einen Deal hinzukriegen.«

»Rein körperlich gesehen ist Dylan ein Wrack. Warum haben sie nicht gleich einem Deal zugestimmt?«

»Die Lashays wollten keine Gefängnisstrafe akzeptieren. Wir haben ihnen ein Gefängnishospital vorgeschlagen, aber die Eltern waren nicht einverstanden, mit der Begründung, dass im Gefängnishospital nicht alle notwendigen Voraussetzungen gegeben wären, Dylan in seinem momentanen Zustand zu versorgen.«

»Irgendjemand wird ihm den Sabber schon abwischen«, brummelte Gabe vor sich hin. »Ich hoffe, er stirbt einen qualvollen Tod.«

»Das wird er höchstwahrscheinlich«, sagte Decker. »Und bis dahin lebt er ein qualvolles Leben.«

Während der Fahrt mit offenen Fenstern genoss Decker nach der Enge in dem vollgestopften und emotionsgeladenen Gerichtssaal die frische Luft. Im Büro erwartete ihn nur ein Berg von Papierkram, aber dann klingelte sein Handy, als er gerade auf den Parkplatz des Reviers einbog. Laut der Bluetooth-Anzeige im Auto war Marge Dunn am anderen Ende der Leitung. »Hey, Sergeant, ich stehe direkt vor der Tür.«

»Bleib, wo du bist, ich bin gleich bei dir.«

Die Verbindung wurde unterbrochen. Ein paar Minuten später kam Marge im Laufschrift aus dem Gebäude und steuerte auf das Auto zu. Sie glitt auf den Beifahrersitz und schloss die Tür. Es war eine kalte Nacht, und sie zog die Ärmel ihres

wollenen Kapuzenpullis über die Hände. Sie nannte ihm eine Adresse, fünfzehn Minuten entfernt vom Revier. Ihr Gesichtsausdruck verriet ihre Anspannung. »Wir haben ein Problem.«

»Ja, das habe ich schon festgestellt.«

»Erinnerst du dich an den exzentrischen Millionär Hobart Penny?«

»Eine Art Ingenieur-Erfinder. Hat sein Geld in der Luft- und Raumfahrt gemacht, fällt mir dazu ein.«

»Das war Howard Hughes. Aber du liegst gar nicht so weit daneben. Penny hält ungefähr fünfzig Patente für Hochtemperatur-Polymere, darunter auch Kleb- und Kunststoffe, die in der Luft- und Raumfahrt verwendet werden. Im Internet ist man sich einig, dass er ungefähr eine halbe Milliarde schwer ist.«

»Ein ansehnlicher Haufen Wechselgeld.«

»Und genau wie Hughes wurde er zum Einsiedler. Er ist mittlerweile entweder achtundachtzig oder neunundachtzig, je nachdem, auf welche Internetseite man geht. Wusstest du, dass er in unserem Bezirk gelebt hat?«

»Gelebt hat?«

»Vielleicht trifft das Präsens noch zu, was ich aber nicht glaube. Er hat eine Wohnung in der Nähe der Glencove Avenue gemietet und lebt da seit fünfundzwanzig Jahren.«

»Ich hatte keine Ahnung.«

»Da geht es dir wie den meisten Leuten in der Gegend. Vor ungefähr einer halben Stunde haben wir aus einer Nachbarwohnung einen Anruf bekommen. Irgendwas in Pennys Apartment stinkt erbärmlich.«

»Klingt nicht gut.«

»Nicht gut, andererseits auch nicht ungewöhnlich, angesichts seines Alters. Okay, er ist also seit ein paar Tagen tot. Dafür sind wir zuständig. Aber jetzt kommt das Problem. Der

Anrufer hat sich beschwert, es kämen seltsame Geräusche aus der Wohnung.«

»Als da wären?«

»Klackern, Kratzen und ein unverkennbares Gebrüll.«

»Gebrüll? Wie in Löwengebrüll?«

»Oder eine andere Art von Raubkatze. Der Anrufer hat sich mit ein paar Nachbarn und dem Verwalter der Wohnanlage zusammengetan. Sein Name ist George Paxton. Ich habe mit ihm geredet und gesagt, dass ich ein paar Leute hinschicke, um die Bewohner herauszuholen – und zwar sofort.«

»Was für ein Mist! Wir müssen das gesamte Areal evakuieren.«

»Wenn du auch noch die angrenzenden Gebäude evakuieren lassen willst, fordere ich zusätzliche Streifen an.«

»Ja, tu das. Dann sind wir auf der sicheren Seite, stimmt's? Hast du die Spezialisten von Animal Control angerufen?«

»Natürlich. Ich habe nach Leuten gefragt, die Erfahrung mit Raubkatzen haben. Kann aber ein bisschen dauern.«

Decker schüttelte den Kopf. »Das Ganze ist total verrückt.«

»Ich erlebe so etwas auch zum ersten Mal.«

Schweigen.

»Wieso ist der Beschwerdeanruf überhaupt bei dir gelandet?«

»Jemand im Haus hat das Gespräch ins Morddezernat durchgestellt. Keine schlechte Entscheidung, wenn man bedenkt, dass wir es hier mit einem betagten Eigenbrötler, Verwesungsgeruch und einem brüllenden Tier zu tun haben. Ich würde sagen, die Chancen auf einen Leichenfund stehen ziemlich gut.«

Es war eher eine Wohngegend: eine Mischung aus Miet- und Eigentumswohnungen mit Einfamilienhäusern, bis auf die

kleine Ladenzeile auf der anderen Straßenseite, direkt gegenüber der angegebenen Adresse. Die schwarze Nacht vermischte sich mit den Flutlichtern und blinkenden Leuchten auf den Dächern der Streifenwagen. Man hatte mehrere Krankenwagen herbestellt, für alle Fälle. Decker und Marge parkten in zweiter Reihe, stiegen aus, zückten ihre Dienstmarken und bekamen die Erlaubnis zum Betreten des von der Polizei abgesperrten Bereichs. Ungefähr fünfzig Meter weit entfernt standen Beamte der Animal-Control-Einheit in ihren braunen Uniformen dicht zusammen. Er und Marge gesellten sich schnell zu der Runde und zeigten noch einmal ihre Dienstmarken. In diesem Moment stieß irgendetwas Tierisches einen bestialischen Brüller aus. Decker machte einen Satz. Das Gebrüll klang in dieser nebligen und mondlosen Nacht besonders gruselig. Hilflos hob er seine Hände. »Was bitte war denn das?«

Ein muskulöser Mann mit sandfarbenem Haar um die dreißig streckte erst Marge, dann Decker seine Hand entgegen. Alle aus der Einheit stellten sich vor – drei Männer und eine Frau, grob geschätzt zwischen Mitte zwanzig bis Mitte vierzig. »Ryan Wilner.«

»Ich dachte, Sie würden länger brauchen«, sagte Decker.

»Ich und Hathaway hielten gerade ein Seminar bei der GLAZA ab, über Raubkatzen. Wenn kein Verkehr ist, kommt man vom Zoo schnell hierher.«

Hathaway war groß und kahlköpfig. Sein Vorname war Paul. »Normalerweise sind wir für Großkatzen zuständig«, sagte er, »aber wir machen auch alles andere.«

»Wie oft kriegen Sie es mit wilden Tieren zu tun?«, wollte Marge wissen.

»Wild sind die Tiere immer – Waschbären, Stinktiere, Oposums ... sogar Bären, die aus den Angeles-Crest-Bergen her-

kommen. Für Exoten braucht man eine andere Trickkiste. Mit einer Raubkatze haben wir es vielleicht einmal im Jahr zu tun, meistens Löwen oder Tiger, aber ich hatte auch schon mal Jaguare und Leoparden. Ein paarmal wurde ich angefragt, bei Meuten aus Wolf-Hund-Hybriden auszuhelfen, die auf ihren Besitzer losgegangen sind.«

»Vor einem Monat hatte ich einen Schimpansen«, sagte Wilner.

»Jede Menge Reptilien«, sagte die Frau mit kurz geschnittenen blonden Haaren und grauen Augen. Sie war bestimmt eins achtzig groß. Auf ihrem Namensschild stand ANDREA JULLIUS. »Heimische Giftschlangen wie die Kalifornische Klapperschlange oder die Seitenwinder-Schlange. Aber Ryan sagte ja schon, wir kriegen die Exoten. Gerade eben haben Jake und ich eine Gabunviper und einen Waran aus einem Trailer in Saugus befreit.«

Jake bezog sich auf Jake Richey, der Mitte zwanzig war und mit seinem blonden Haarschopf aussah wie ein Surfer. »Ich habe schon einige Schlangen eingefangen, aber das war meine erste Gabunviper.«

»Sie werden's kaum glauben, was manche Leute als Haustier halten«, sagte Andrea, »inklusive Krokodile und Alligatoren.«

»Weißt du noch, der Grizzly im letzten Jahr?«, sagte Hathaway. »Das war auch so ein Ding.«

»Und der Indische Elefant von vor zwei Jahren?«, steuerte Wilner bei. »Im selben Monat haben wir auch noch einen ausgerissenen männlichen Bison geschnappt, der das Schmuse-tier der Familie war, bis er in die Pubertät kam und das Haus fast völlig zerstört hat.«

Doch Decker konzentrierte sich ausschließlich auf ihr akutes Problem. »Wie in Gottes Namen kriegt man denn eine Raubkatze in die Innenstadt von Los Angeles?«

»Per Post. Man kauft etwas Land und eine Lizenz und behauptet dann, man stelle ein Züchtungsprogramm auf die Beine oder einen Zoo oder Zirkus.«

»Das ist doch verrückt!«, rutschte es Marge spontan heraus.

»Nicht so verrückt wie die Leute, die solche Tiere zu Hause halten«, entgegnete Andrea Jullius.

»Die meisten von denen haben Wahnvorstellungen und glauben, sie besäßen so was wie magische Kräfte über das Tier. Es lässt sich nicht vermeiden, dass ein wildes Tier seinem Namen gerecht wird. Und da kommen wir ins Spiel. Wenn alles glatt läuft, landet das Tier in einem Tierasyl. Es ist wirklich nicht lustig, ein Tier einzuschläfern, das nichts Falsches getan hat, außer seine Gene auszuleben.«

Erneut dröhnte ein Brüllen durch die wabernde Nebelluft. Decker und Marge tauschten einen Blick aus. »Dieses Tier jedenfalls klingt angepisst«, stellte Marge fest.

»Mega-angepisst«, sagte Wilner. »Zeit für unseren nächsten Schritt.«

»Und der wäre?«, fragte Decker.

»Ein paar Gucklöcher bohren und nachsehen, mit was wir es da zu tun haben.«

»Ich wette, es ist ein weiblicher Bengalischer Tiger«, sagte Hathaway.

»Ganz deiner Meinung«, sagte Wilner. »Ein männlicher Löwe wäre fünf Mal so laut. Und wenn das Areal hier erst mal evakuiert ist, ziehen wir uns unsere Schutzkleidung an und bohren noch mehr Löcher. Sobald wir genau wissen, welches Tier wir vor uns haben, überlegen wir uns, wie wir es ruhigstellen und möglichst schnell von hier wegschaffen können, bevor die Sache zu einem größeren Problem wird.«

Ein weiteres Brüllen echote durch den Nebel. Es verschlang alles, als würde man bei lebendigem Leib verspeist. »Wir soll-

ten ein paar Beamte am Eingang des Gebäudes aufstellen«, sagte Decker zu Marge, »für den Fall, dass unser Freund da drinnen auf die Idee kommt auszubüchsen.«

»Da sind wir Ihnen schon einen Schritt voraus. Ist bereits erledigt«, sagte Wilner. »Ich habe jemanden mit einem Betäubungsgewehr und einen zweiten mit einem Jagdgewehr positioniert. Wir gehen kein Risiko ein.«

Er wandte sich an seine Kollegin Andrea Jullius: »Wie steht's mit der Ausrüstung aus dem Zoo?«

»Noch zwanzig Minuten.«

Wilner warf Hathaway einen Schlüsselbund zu. »Holst du die Schutzkleidung?«

»Klar«, sagte Hathaway.

»Haben Sie auch eine Weste für mich?«, fragte Decker. »Ich möchte durch eins der Gucklöcher linsen. Das Morddezernat wurde benachrichtigt, weil die Wohnung an einen alten Mann vermietet ist.«

»Wir nehmen grundsätzlich keine Zivilisten mit«, klärte Wilner ihn auf. »Wie hoch stehen denn überhaupt die Chancen, dass der Mann da drinnen noch lebt?«

»Das hier ist mein Revier«, widersprach Decker, »und ich fühle mich verantwortlich für alles, was hier passiert. Ich möchte mir ein Bild von der Wohnung machen.«

»Das Ganze wird eine grausige Angelegenheit.«

»Mit grausigen Dingen habe ich es ständig zu tun. Ich musste mal dabei zusehen, wie ein Berglöwe an einem toten Mann herumgenagt hat. Es hat mir was ausgemacht, aber das ist normal. Sollten mir solche Sachen irgendwann nichts mehr ausmachen, weiß ich, dass es an der Zeit ist aufzuhören.«

Das Vibrieren seines Kopfkissens riss Gabe aus dem Schlaf. Es war elf Uhr abends, und vor einer Stunde war er mit der Brille auf der Nase eingeschlafen, sein Buch lag auf dem Fußboden. Er suchte nach seinem Handy. »Hallo?«

»Wie war's?« Ihre Stimme war nur ein Flüstern.

Gabe war sofort hellwach und alarmiert. Er und Yasmine durften nicht miteinander sprechen, vor allem nicht nach Prozessbeginn, was Yasmines Mutter sehr begrüßte. Sohala Nourmand war eine typisch persisch-jüdische Mutter, die wollte, dass ihre Tochter sich ausschließlich mit Jungs aus ihrer Ethnie verabedete. Gabe hatte nicht nur einen falschen Stammbaum, sondern auch noch die falsche Religion. Also hatte Sohala das ganze letzte Jahr jeglichen Kontakt unterbunden. Es gab keine Anrufe zwischen Gabe und Yasmine, keine IMs, keine E-Mails, keine SMS oder Facebook-Posts. Er wusste genau, dass Sohala Yasmines Endgeräte regelmäßig überprüfte.

Aber die absolute Kontrolle gab es nicht. Sie waren auf altmodischem Weg in Kontakt geblieben – per Schneckenpost. Als Yasmine ihm den ersten handgeschriebenen Brief schickte, konnte er nicht darauf antworten, was ihn unglaublich frustrierte. Irgendwann hatte sie dann ein Postfach. Es fühlte sich komisch an, richtige Briefe statt E-Mails zu schreiben, aber nach einer Weile fand er Vergnügen an der persönlichen Note,

die ihre Handschrift mit sich brachte. Briefmarken machten in seinem Budget den größten Posten aus.

Ihre Stimme hatte er seit fast einem Jahr nicht mehr gehört. Es war wahnsinnig aufregend. Er setzte sich hin und zog seine Knie an die Brust. »Wo bist du?«

»Im Bett, mit der Decke über dem Kopf. Das Handy hab ich mir von einer Freundin ausgeliehen, nur um dich anzurufen. Wie war's heute?«

»Echt anstrengend.«

»Was haben sie dich gefragt?«

»Die Fragen kamen von der Staatsanwältin, Nurit Luke. Und es ging nur um den einen Du-weißst-schon-Tag.«

»War es scheußlich?«

»Es war ... es hat ewig gedauert, aber wenigstens stand sie auf unserer Seite. Morgen nehmen mich Dylans Anwälte ins Kreuzverhör. Das wird wahrscheinlich ziemlich schlimm, vor allem wegen meiner Familiengeschichte.«

»Es tut mir so leid.« Sie geriet ins Stocken. »Gabriel, ich vermiss dich so sehr.«

»Ich vermiss dich auch, verrücktes Huhn.« Er spürte, wie ihm Tränen in die Augen schossen. »Wir stehen das durch. Die gute Nachricht lautet, dass du dir keine Sorgen mehr wegen Dylan zu machen brauchst. Der Typ ist körperlich spitzenmäßig hinüber. Du musst nie wieder Angst haben.«

»Ich hoffe, du hast recht.« Aber ihre Stimme klang mutlos.

»Wenn du ihn siehst, weißt du, dass ich recht hab. Die Angst in deiner Stimme, die bricht mir echt das Herz.«

»Ich komm klar.« Das stimmte nicht.

»Der Lieutenant glaubt, es könnte sogar einen Deal geben mit der Staatsanwaltschaft. Falls das passiert, musst du noch nicht mal aussagen.«

»Das wäre fantastisch!« Sie schwieg lange. »Ist wohl zu viel der Hoffnung.«

»Eins nach dem anderen, Yasmine. Das ist der einzige Weg, um bei Verstand zu bleiben. Wie geht's dir sonst?«

»Meistens so, als würde ich auf Autopilot funktionieren. Fühl mich wie betäubt.«

»Sprichst du mit jemandem darüber?«

»Du meinst, mit einem Therapeuten oder so was in der Art? Hab ich schon ausprobiert, hat aber nichts gebracht. Für mich ist es am besten, wenn ich mich voll auf die Schule stürze.« Noch mehr Schweigen. »Also danach ... gehst du danach wieder zurück nach New York?«

»Wahrscheinlich. Warum fragst du? Brauchst du etwas?«

»Nein.«

»Was geht dir durch den Kopf? Sag's mir.«

»Ich hatte nur gehofft, du könntest mit deiner Rückkehr so lange warten, bis *ich* mit meiner Zeugenaussage fertig bin. Aber das ist total egoistisch von mir.«

»Ich hab nichts Besonderes vor. Ich stecke da sowieso mit-tendrin, und mein nächstes Konzert findet erst in sechs Wochen statt. Wenn du mich hier brauchst, bin ich da. Schluss, aus.«

»Was wirst du spielen?«

»Ein vierhändiges Schubert-Stück mit einem Typen, den ich aus Deutschland kenne, danach eine Sonate von einem zeitgenössischen Komponisten, der zeitweise am Juilliard unterrichtet. Und dann spiele ich noch Beethovens Klaviersonate Nr. 14 – die Mondscheinsonate.«

»Oh ... die ist nicht so schwer, die kann ja sogar ich spielen ... natürlich nicht so wie du.«

Gabe musste grinsen. »In den beiden ersten Sätzen geht's nur um Gefühle und Finesse. Der dritte Satz ist etwas kompli-

zierter. Das hörst du schon auf YouTube. Glenn Gould. Und wenn du die Griffe sehen willst, schau dir Valentina Lisitsa an.«

»Mach ich, sobald wir aufgelegt haben.«

»Klar, wenn du Lust dazu hast. Es ist doch so, ich kann in Los Angeles genauso gut proben wie in New York. Wenn du mich hier brauchst, bin ich da.«

»Ich dachte gerade nur, dass wir uns vielleicht treffen könnten ... nach der ganzen Sache.«

»Bin dabei.« Gabes Herz begann wild zu klopfen. »Sag mir wo und wann.«

»Erst, wenn ich die Zeugenaussage hinter mir hab. Kannst du so lange warten?«

»Ich tu alles für dich. Wie ich bereits sagte, wo und wann?«

»Ich dachte an nächsten Sonntag. Meiner Mom hab ich gesagt, ich geh zum Lernen in die Bibliothek. Ich glaub zwar nicht, dass sie mir das hundertprozentig abkauft, aber bis sie es rausgefunden hat, bist du längst wieder in New York.«

»Perfekt. Wo soll ich dich abholen?«

»Du musst mich nicht abholen, Gabe. Ich hab mittlerweile meinen Führerschein, schon vergessen?«

»Ja, stimmt.« Eine Pause. »Wahnsinn, das Jahr ist so schnell rumgegangen. Also, Sonntag wär super. Wo sollen wir uns treffen?«

»Irgendein stilles Plätzchen.« Yasmynes Stimme geriet erneut ins Stocken. »Es ist so lange her, und mir ging's so schlecht. Und garantiert geht's mir noch schlechter, wenn sie Kleinholz aus mir gemacht haben. Niemand außer dir kann das alles verstehen. Ich möchte einfach nur ein paar Stunden mit dir allein sein, Gabriel.«

»Mir geht's ganz genauso, Yasmini. Du weißt doch, wie sehr ich dich liebe.«

»Immer noch?«

»Hundert Pro.«

»Aber wir sind so weit voneinander entfernt, und ich schaffe es nie, mit dir zu reden. Und ich bin mir ziemlich sicher, dich umschwirren schon Millionen Mädchen, jetzt, wo du ein Filmstar bist.«

»Du machst Witze, oder?« Als keine Antwort kam, fuhr Gabe fort: »Yasmine, ich hab eine Glatze und Pickel und hab alles an Gewicht verloren, was ich mal zugenommen hatte, weil ich so nervös war. Ich seh aus wie ein klappriger Vollidiot. Außer meinem Klavier gibt es nichts in meinem Leben. Ich arbeite die ganze Zeit. Ich hatte gar keine Gelegenheit, hip zu sein, selbst wenn ich's gewollt hätte. Ich *verzehre* mich nach dir wie ein Mitleid erregender alter Hund. Sag mir einfach, wo du mich treffen willst, und ich werde da sein.«

Lange sagte sie kein Wort, so lange, dass Gabe dachte, sie hätte aufgelegt. »Hallo?«

»Ich bin noch dran.« Wieder eine Pause. »Nicht weit weg von meiner Schule gibt es ein Motel.« Sie nannte ihm den Namen und die Adresse. »Kannst du damit was anfangen?«

Sein Herz klopfte jetzt so schnell, dass ihm schwindelig war. »Ja, natürlich. Klar.« Eine lange Pause. »Bist du dir sicher? Ich möchte nicht, dass du in ernsthafte Schwierigkeiten kommst.«

»Und wenn meine Mom es rausfindet, was soll's. Was könnte sie denn tun? Mir wieder Hausarrest aufbrummen?«

»Sie wird dich nach Israel verschiffen.«

»Sie kann uns nicht für immer voneinander fernhalten. Ich kümmer mich um meine Mom, und du kümmerst dich um unser Treffen, okay?«

Gabe hatte einen trockenen Mund. »Okay.«

»Und bring etwas zu essen mit. Ich komme gegen drei Uhr, könnte also sein, dass ich ein bisschen hungrig bin. Warte am

besten auf dem Parkplatz, damit ich nicht zur Rezeption oder so hochgehen muss. Das wäre total peinlich.«

»Ich bin um drei Uhr mit Verpflegung auf dem Parkplatz und warte auf dich. Sei pünktlich – zur Abwechslung.«

»Ich schwör's.« Dann sagte Yasmine: »Du weißt, was passiert, wenn wir zusammenkommen. Das ist dann wie eine chemische Kettenreaktion.«

»Ich weiß. Ich kann's nicht ändern.«

»Ich auch nicht.« Eine Pause. »Ich sag jetzt nicht ja oder so, aber du solltest etwas mitbringen ... nur für den Fall, dass ... Du weißt, wovon ich rede?«

»Ja.« Seine Stimme war heiser, und sein Herz raste in seiner Brust. »Ich weiß ganz genau, wovon du redest.«

»Also, es ist ein weiblicher Bengal-Tiger.« Wilner trat einen Schritt zur Seite und gestattete Decker einen Blick durch das Guckloch. Die Wohnung war in ihre Bestandteile zerlegt – jede Menge umgeworfene, mit Blut und Fäkalien verschmierte Möbelstücke. An den Wänden und auf dem Boden befanden sich tiefe, durch Krallen verursachte Riefen. Überall Fliegen. Ein ekelhafter Geruch nach Verwesung schwebte im Flur.

Das Tier hingegen war prachtvoll, sogar inmitten des Trümmerhaufens, durch den es stolzierte. Ihr Fell glänzte bernsteinfarben und schwarz, und sie hatte nachdenkliche goldene Augen, gewaltige messerscharfe Krallen und elfenbeinfarbene Reißzähne. Decker hatte noch nie einen Tiger aus nächster Nähe gesehen, noch hatte er jemals zuvor das Brüllen eines Tieres in solch einer Lautstärke gehört. Das Geräusch löste in seinem Körper Schockwellen aus. Er machte Platz für Marge, damit sie auch einen Blick hineinwerfen konnte. Mit einem Kopfschütteln trat sie von der Tür zurück. »Sie zieht eine Kette hinter sich her.«

»Ist mir auch aufgefallen«, sagte Decker. »Sie ist an einem Halsband befestigt.«

»Wahrscheinlich hat sie die Kette aus der Verankerung gerissen«, meinte Wilner. »Wir sägen sie ab, sobald sie draußen ist.« Der Tierexperte ging noch einmal seinen sorgfältig ausgearbeiteten Ablauf durch. Er hatte eine Checkliste für die benötigte Ausrüstung, und vor der Wohnungstür war eine Transportliege für Tiere zusammen mit einem Stahlkäfig abgestellt worden. Wilner hatte sich den Schlüssel zum Lastenaufzug besorgt, da der Personenfahrstuhl zu schmal für den Käfig war.

»Unser Plan sieht so aus.« Er las immer noch von seiner Liste ab. »Jake wird einen sauberen Schuss absetzen. Nachdem sie betäubt ist, brechen wir ein und holen sie auf der Trage raus, verfrachten sie in den Pferch und bringen sie nach unten zu unserem Lastwagen.« Wilner blickte hoch. »Nach Jakes Schuss macht niemand einen Mucks, bis ich das Signal zur Entwarnung gebe.« Er demonstrierte das vereinbarte Zeichen: eine Hand, die von oben durch die Luft nach unten saust.

»Was ist, wenn der Tiger ausbricht, bevor die Betäubung wirkt?«, fragte Decker.

»Wir haben große Spielzeugpistolen dabei, Lieutenant. So sehr ich es auch hasse, ein Tier zu töten, wir wissen genau, wo unsere Prioritäten liegen.«

»Ich möchte in der Nähe bleiben«, sagte Decker. »Das hier ist mein Zuständigkeitsbereich.«

»Ich auch«, sagte Marge. Als Wilner sie skeptisch musterte, fuhr sie fort: »Ich schwöre, ich werde Ihnen nicht im Weg stehen.«

Paul Hathaway warf ihnen Schutzwesten zu. »Bleiben Sie ganz weit hinten im Flur, noch hinter den von uns aufgestellten Barrieren. Wenn etwas schiefgeht, kümmern wir uns darum. Versuchen Sie nicht, uns beizustehen.«

»Anweisung verstanden, wird befolgt«, sagte Marge.

Jake Richey linste durch das Loch in der Tür. »Im Idealfall würden wir dieses Loch hier vergrößern, damit ich durch dasselbe Loch zielen und feuern kann. Aber ich befürchte, dass sie, wenn ich das Loch zu groß mache, ihren Vorteil nutzt und mit einer Klaue zuschlägt.« Er beurteilte immer noch die Lage. »Wie wär's, wenn ich genau ... hier bohre?« Er markierte eine Stelle auf derselben Höhe wie das erste Loch, nur etwa fünf Zentimeter weiter links. »Gerade groß genug, dass ich den richtigen Lauf durchkriege. So sollte es klappen.«

Wilner reichte Richey den Bohrer. Kaum hatte das Geräusch eingesetzt, kratzte das Tier bereits an der Tür. Als es losbrüllte, machte Deckers Herz einen Satz. Der Klang packte ihn in einen 360-Grad-Käfig aus Wut und Muskelkraft.

Richey arbeitete unbeirrt weiter. Kurz darauf hörte er auf und manövrierte den Lauf in die neue Öffnung. »Ich glaube, ich bin bereit. Dann lasst uns einen Versuch wagen.«

Hathaway schickte Decker und Marge hinter die Abspernung. Der Schutzwall bestand aus nicht viel mehr als behelfsmäßig quer über den Flur genagelten Brettern. Decker zückte seine Waffe, und Marge machte es ihm nach. Sie lächelte ihm zu, war aber ziemlich nervös. Womit sie schon zu zweit waren. Ganz plötzlich wurde es an Ort und Stelle mucksmäuschenstill, und die Leere im Ohr wurde nur noch unterbrochen von dem Knurren und Kratzen hinter der Wand.

Richey hob sein Betäubungsgewehr und positionierte die Spitze des Laufs im Inneren des Lochs. Dann linste er mit seinem linken Auge durch die Sichtöffnung. Falls er angespannt war, merkte man ihm rein äußerlich nichts an, was auf Angst hingedeutet hätte.

Warten.

Die Sekunden zogen vorüber.

Weiter warten.

Noch mehr Zeit verging.

Richey drückte den Abzug und machte sofort einige Riesenschritte rückwärts. Mit einem Knall, einem Jaulen und dann einem Brüllen krachte das Tier gegen eine Wand. Das Gebäude wackelte in seinen Fundamenten, es gab am Boden einen heftigen Ruck, als eine rasiermesserscharfe Klaue plötzlich durch den oberen Teil der Tür stieß. Wilner hielt seine Hand hoch in der Luft, womit er klar signalisierte, dass niemand sich bewegen sollte, während der Tiger mit animalischer Wut die Tür beschädigte.

Es waren mit die längsten dreißig Sekunden in Deckers Leben.

Irgendwann verkümmerte das wilde Geheul zu halbherzigen Knurrgeräuschen, dann zu kläglichem Wimmern, bis die Klaue zurück ins Innere rutschte und es still wurde. Wilner nickte Richey zu, der hineinblickte. »Sie ist erledigt.«

Wilner gab das Zeichen, und wie Pferde, die aus ihren Gattern herausdürfen, machten sich die Experten von Animal Control an die Arbeit. Nach wenigen Minuten stand die Tür offen, die Beamten waren in der Wohnung, und der Tiger lag auf der Bahre. Das arme Mädchen war total hinüber; ihr Maul stand weit auf, und die Zunge hing heraus. Als würde das Tier allein nicht schon genug wiegen, hatte es um den Hals noch ein Halsband aus Stahl, an dem wiederum eine fast zwei Meter lange Kette befestigt war.

Mit schierer Muskelkraft und extrem vorsichtig hievten die Beamten das Tier von der Trage in den Käfig, der sich durch druckluftbetriebene Reifen vom Boden erhob. Bevor sie die Stahltür schlossen, verpasste ihr Wilner eine weitere Dosis Betäubungsmittel. »Eine ruhige Reise ist immer eine glückliche Reise.«

»Haben Sie da drin einen Leichnam gesehen?«, fragte Decker.

Wilner zuckte mit den Achseln. »Auf den ersten Blick nicht, aber ich habe auch nicht danach gesucht. Das ist dann Ihre Baustelle. Setzen Sie eine Maske auf. Da drin stinkt's.«

Die Türen des Lastenaufzugs öffneten sich, und der Tiger mitsamt den Aufsehern verschwand.

Sie hatten die Wohnungstür weit offen gelassen. Die heiße Luft im Flur war faulig geworden ... und löste einen Würge-reiz aus. Deckers Puls raste immer noch, als er und Marge hinter der Barriere hervortraten.

»Ganz schönes Spektakel.« Er steckte seine Waffe wieder ins Halfter. »Jetzt fängt unsere Arbeit richtig an.«

Marge begann, sich so richtig zu vermummen: Papiermütze auf die Haare, papierne Schuhabdeckungen, Gesichtsmaske und doppelte Latex-Handschuhe. Selbst bei diesen Vorbereitungen hob ihr Magen sich bereits. Der Gestank war überwältigend. »Wenn du mich fragst, betreten wir hier eine biologische Risikozone. Mittlerweile wächst da drin bestimmt die zwanzigste Bakteriengeneration.«

»Du bleibst erst mal draußen, und ich schaue nach einem Leichnam. Wenn keiner da ist, müssen wir uns ja nicht beide ekeln, oder?«

»Danke, aber ich komme mit. Mal angenommen, im Schlafzimmer sind noch ein paar Tigerwelpen versteckt oder so was. Oder er hielt vielleicht noch exotischere Haustiere wie eine Gabunvipere oder einen Waran. Irgendwer muss ja den Krankenwagen rufen, falls du gebissen wirst.«

Decker grinste, als er seine Maske aufsetzte. »Deine Loyalität ist bewundernswert. Also los, Dunn, bringen wir es hinter uns.«

Das Wohnzimmer war ein Wirbelsturm mit Wellen aus Fäulnisgasen, die sich vom dampfenden Fußboden erhoben. Tiefe Klauenriefen verliefen in Streifen über die Wand, und die Möbel waren total zerlegt. Enorme Fäkalienhaufen lagen herum, besiedelt von weißen Maden, und Brot, bedeckt mit

Fliegen und Käfern. Überall summten und brummten Insekten. Der Kühlschrank war umgestoßen worden, herausgekippte Lebensmittel machten den Holzboden so klebrig wie Teer. Metzgereinwickelpapier war zu Konfetti verarbeitet worden. Das meiste Fleisch aus dem Kühlschrank war vertilgt, der Rest zu einer grau-braunen Brühe mutiert. Man musste trittfest sein und einen guten Gleichgewichtssinn haben, um zu vermeiden, in etwas Giftiges zu treten.

Marge fühlte heftigen Schwindel, aber sie folgte Decker unermüdlich ins Schlafzimmer.

Dieser Ort wurde durch das Vorhandensein eines deformierten, aufgedunsenen Körpers noch schrecklicher als die vorherigen. Der Leichnam war bereits teilweise verflüssigt, Körpersäfte und Gewebe sickerten in die Bettlaken und tropften zu Boden. Überall Spritzer und Spuren von Blut, auf den Wänden, auf den Möbeln.

»Ich rufe die Gerichtsmedizin an«, sagte Marge.

Decker nickte.

»Was dagegen, wenn ich vom Flur aus telefoniere? Sogar mit der Maske stinkt es abartig.«

»Klar. Danach machen wir eine To-do-Liste.«

Marge fischte einen Stift und einen Notizblock aus ihrem Papieroverall. »Sag mir, was du brauchst.«

»Nach deinem Anruf in der Crypt... meldest du dich bei ... lass mich nachdenken, wer heute Dienst hat.« Eine Pause. »Bestell Scott Oliver und Wanda Bontemps hierher. Wir müssen die Hausbewohner für ein, zwei Tage irgendwo unterbringen. Der Zutritt zum Gebäude ist verboten, biologische Risikozone. Niemand kommt rein, bevor dieses Chaos nicht beseitigt ist. Wenn du noch einen Detective brauchst, ruf Drew Messing an.« Decker starrte auf den Leichnam. »Wissen wir überhaupt, ob das tatsächlich Hobart Penny ist?«

Marge schüttelte den Kopf.

Decker redete weiter. »Hier kommt niemand rein, nur die mit einer offiziellen Zugangsberechtigung.«

»Die Hausbewohner werden zurück in ihre Wohnungen wollen, um ein paar Anzihsachen, ein Handy oder einen Computer zu holen. Was sage ich denen?«

»Wahrscheinlich können wir sie hinein- und wieder hinausbegleiten. Es dauert vielleicht ein bisschen, dafür sind sie dann weniger angepisst. Außerdem brauche ich ein paar Streifenpolizisten an der Tür, um den Tatort zu sichern.«

»Noch etwas?«

»Das wär's fürs Erste.«

Marge redete durch ihre Gesichtsmaske. »Du bleibst hier?«

»Ja. Ich weiß immer noch nicht, was ich eigentlich vor mir sehe.«

Marge wartete mit ihrem Anruf in der Crypt. »Weißt du ... wenn ich dieses ganze scheußliche Chaos ausblende – und die Tatsache, dass ein Tiger in dieser Wohnung gelebt hat –, dann sieht es mehr nach einem Mord aus als nach einem natürlichen Tod ... mit den ganzen Spritzern an der Wand?«

»Dieses Spritzmuster stammt garantiert von aufgerissenen Arterien, die weiter frisches Blut voranpumpen.« Seine Augen scannten den gesamten Raum ab. »Und dieser Klecks hier sieht aus wie der Rückstoß nach stumpfer Gewalteinwirkung. Solche Tropfen und diese Blutschleier kriegt man nicht hin, wenn man einfach nur stirbt und anschließend von einer Tigerlady verspeist wird.«

»Wenn der Tiger dich zerfleischt oder dich gebissen hat, als du noch am Leben warst, hätte man sehr wohl diese Art von Schleiern.«

»Deshalb suche ich ja nach Reiß- und Bisswunden. Ist aber nur schwer zu sagen, da der Körper schon so deformiert ist.«

Marge analysierte weiterhin den Tatort: ein grässlicher Anblick und ein noch grässlicherer Gestank. Trotz allem begann sie, ganz professionell wie eine Polizistin der Mordkommission zu denken. »Das Gesicht... in diesem Zustand... sieht älter aus. Die Bartstoppeln sind weiß.«

»Stimmt. Es ist ein *älterer* Mann. Wie alt war Penny noch mal?«

»Achtundachtzig oder neunundachtzig.«

»Der Körper könnte so alt sein. Für mich sieht das nach einem dünnen älteren Mann aus, der *post mortem* durch das Gas aufgeblasen wurde.«

»Der Leichnam zersetzt sich minütlich immer mehr, die Organe lecken, und das Skelett hat einen Großteil seiner Stabilität eingebüßt, aber...« Sie deutete mit einem behandschuhten Finger darauf. »Hier kann ich ein paar Kratzer auf der Hautoberfläche erkennen... und da auch.«

»Gut gesehen.« Decker starrte auf die Stelle. »Die Kratzer scheinen aber nicht besonders tief zu sein.«

»Stimmt. Sieht weniger nach einer Reißwunde aus, eher so, als hätte der Tiger ihn vielleicht angestupst?«

»Und versucht, eine Reaktion von einem Toten zu bekommen.«

»Ja, das wäre möglich.« Marge untersuchte den Körper. »Wegen der Verfärbungen sind Details auf der Haut nur schwer zu erkennen. Die Kratzer könnten auch tiefer gehen, aber weil der Körper so aufgedunsen ist, wirken sie eher oberflächlich.«

Decker nickte. »Siehst du irgendwo Bissabdrücke?«

»Bis jetzt nicht. Ich wünschte, wir könnten ihn umdrehen.«

»Das wird bald der Fall sein.« Weder er noch Marge durften die Leiche berühren, die offiziell in die Zuständigkeit der Gerichtsmedizin fiel. Dennoch konnten sie ihre eigenen Beob-

achtungen anstellen. »Seine Stirn ist deformiert. Als hätte ihm jemand einen Schlag auf den Vorderkopf verpasst.«

Marge nickte. »Sieht aus wie das Muster nach einer Sternfraktur. Deswegen und wegen der Rückstöße sollten wir schauen, ob wir eine Waffe finden: etwas Hartes mit abgerundetem Ende.«

»Eine Waffe wäre gut. Ich würde auch gerne einen Hinweis auf die Identität entdecken. Sorgt für eine ordentlichere Vorgangsakte.«

Mit der Assistentin des Gerichtsmediziners hatte Decker schon in anderen Fällen zusammengearbeitet. Gloria, Mitte vierzig und hispanischer Abstammung, war perfekt geeignet für den Job, weil sie kompetent und freundlich war und effizient arbeitete. In der offiziellen schwarzen Jacke mit dem gelben Schriftzug schwitzte sie stark im Schlafzimmer, das den Spitznamen »Höllensauna« verpasst bekommen hatte. Vorsichtig drehte sie den Körper auf die Seite und untersuchte minutiös den Rücken. Die Haut dort hatte im momentanen Zustand dank der Totenflecke – Blutansammlungen am gravitationsbedingt tiefsten Punkt – einen auberginenfarbenen Ton. Die Haut fing gerade an, sich von der Muskulatur unter ihr abzulösen. »Okay, los geht's.«

Sie legte den Körper wieder ab und ging auf die andere Seite. Dann bewegte sie ihn ganz vorsichtig zu sich und deutete auf ein Loch.

»Sieht aus wie eine Einschusswunde.« Sie drehte den Körper in seine Ausgangsposition zurück und untersuchte die Vorderseite des verwesenden Leichnams. »Ich kann kein Ausschussloch entdecken. Der Körper ist extrem aufgepusht, daher ist das Loch vielleicht nicht gut zu sehen. Haben Sie eine Kugel oder eine Patronenhülse in der Wohnung gefunden?«

»Noch nicht«, antwortete Marge, »aber jetzt, wo wir wissen, dass eine Waffe im Spiel sein könnte, werden wir danach Ausschau halten. Wäre die Schusswunde tödlich gewesen?«

»Das kann ich unmöglich vor einer Autopsie sagen.« Sie erhob sich und betrachtete den aufgedunsenen Leichnam. »Am Vorderkopf kam es definitiv zu stumpfer Gewalteinwirkung.« Sie zeigte auf die unteren Augenhöhlen. »Diese Einbuchtung kommt dadurch zustande, dass die Augäpfel ins Innere des Kopfes rutschen – ein ganz natürliches Phänomen. Aber das hier ...«, jetzt wies sie auf den oberen braunen Teil des Schädels, »da hat jemand das Opfer mit etwas Hartem geschlagen.«

»Ist uns auch aufgefallen«, sagte Marge. »Mord?«

»Ich bin nicht der Leichenbeschauer, daher ziehe ich keine Schlussfolgerungen«, sagte Gloria. »Aber fahren Sie in absehbarer Zeit besser nicht in Urlaub.«

Marge grinste. »Ich rufe die Spurensicherung an.«

»Danke, Gloria.« Decker griff nach einem Beweisbeutel aus Papier, dann ging er mit Gloria in den Raum, der einst Hobart Pennys Wohnzimmer gewesen war. »Mich interessiert, wie der Mörder an dem Tiger vorbeigekommen ist.«

»Sie schleppte eine ein Meter achtzig lange Kette hinter sich her. Wenn sie ursprünglich angekettet war, hätte sie wenig Bewegungsspielraum gehabt. Aber jeder hätte wohl an ihr vorbeikommen können. Oder das Opfer hat seinen Mörder an dem Tiger vorbeigeführt.«

»Wenn der Mörder von Penny selbst hereingeführt wurde, wie kam er dann nach Pennys Tod wieder an dem Tier vorbei und aus der Wohnung?«

Marge zuckte mit den Achseln. »Vielleicht hat der Mörder ihr Fleischstücke zugeworfen, die mit einem Betäubungsmittel präpariert waren? Hier liegt ziemlich viel vergammeltes

Fleisch herum ... zusammen mit haufenweise Scheiße, Durchfall und Erbrochenem. Vielleicht wurde das Tier vergiftet.«

Decker dachte über diese Theorie nach. »Also hat der Täter das Opfer mit einer Schusswaffe und einem möglichen Schlag auf den Kopf getötet, den Tiger aber nicht erschossen? Stattdessen verabreichte er ihr vergiftetes Fleisch?«

»Vielleicht sind ihm die Kugeln ausgegangen. Vielleicht hat er ja auf den Tiger geschossen, aber falls es kein perfekter Schuss war, braucht es wahrscheinlich mehr als einen, um so ein Tier umzulegen.«

»Wissen wir überhaupt, ob der Tiger angeschossen wurde?«, fragte Decker. »Ihrem Gang nach zu urteilen, sah sie nicht gerade verletzt aus.«

»Sie klang aber ziemlich angepisst.«

Decker gab in diesem Punkt nach. »Also nimmst du an, dass das Opfer den Täter kannte und ihn an dem Tier vorbeiführte. Dann erschoss der Täter das Opfer und gab dem Tiger vergiftetes Fleisch?«

»Ich habe keine Ahnung«, gestand Marge ein. »Vielleicht kannte der Täter das Opfer und seine Gewohnheiten gut genug, um zu wissen, wie man an dem Tier vorbeikommt.«

Decker zuckte mit den Achseln. »Möglich. Lass uns rausgehen.«

Sie gingen in den Flur – heiß und feucht und voller Gestank. Zwei uniformierte Beamte standen auf jeder Seite der Wohnungstür, beide mit leidendem Gesichtsausdruck. Detective Scott Oliver, der gerade am Tatort angekommen war, sah von einem Blatt auf. Er trug einen schwarzen Anzug und ein pinkfarbenedes Hemd. Mit einer Hand fächelte er sich vor der Nase Luft zu. »Ich wollte gerade losgehen und Wanda und Drew bei der Befragung der Hausbewohner unterstützen. Wir müssen unbedingt das ganze Haus überprüfen.«

»Alle Wohnungen ja, aber nicht von dir«, sagte Decker. »Ich übertrage dir und Marge die vielgepriesene Aufgabe der Beweissuche.«

Oliver ließ die Schultern hängen. »Ich Glückspilz.«

»Jedenfalls hast du mehr Glück als das Opfer.«

»Über welche Art von Beweisen reden wir hier?«

»Die Gerichtsmedizin hat eine Schusswunde im Körper entdeckt. Eine Vertiefung an seinem Vorderkopf sieht außerdem noch nach stumpfer Gewalteinwirkung aus. Wir suchen Patronenhülsen und eine Waffe, die zu der Vertiefung passt.«

»Haben wir das Opfer identifiziert?«

»Auf einer Kommode lag eine Brieftasche mit einem alten Ausweis von Hobart Penny«, berichtete Marge. »Dem kleinen Foto nach kann man nur schwer sagen, ob er der Leichnam ist.«

»Was ist mit einem Führerschein?«

»Nicht in der Brieftasche«, sagte Decker. »Ich habe eine Bürste, eine Zahnbürste und eine benutzte Kaffeetasse für einen DNA-Abgleich eingetütet.« Er wandte sich an Marge. »Ich weiß, der Mann war ein Eigenbrötler, aber wie sieht es mit Verwandten aus? Ein so reicher Typ ... da muss es doch Leute geben, die wir kontaktieren können.«

»Nach allem, was ich über ihn gelesen habe, war er zweimal geschieden«, erzählte Marge. »Seine letzte Ehe liegt fünfundzwanzig Jahre zurück. Es gibt zwei Kinder mit der ersten Ehefrau, von der er sich vor fünfunddreißig Jahren scheiden ließ. Die erste Frau ist vor zehn Jahren gestorben. Offenbar hat er sich mit seinen Kindern auseinandergeliebt; Grund war wohl Papas seltsames Verhalten.«

»Seltsam ist untertrieben. Was für ein Mensch hält sich denn ein ausgewachsenes Tigerweibchen?« Als ihm niemand eine tiefenpsychologische Erklärung anbot, fuhr Decker fort: »Wie alt sind die Kinder?«

Marge sah in ihren Notizen nach. »Der Sohn – Darius – ist Mitte fünfzig und hat sein Vermögen selbst erarbeitet. Er ist Anwalt und macht was mit Risikokapitalanlagen. Die Tochter – Graciela – ist achtundfünfzig und eine Nummer in der New Yorker Society. Verheiratet mit einem Grafen oder Baron.«

»Und die zweite Frau?«, wollte Oliver wissen. »Was passierte mit ihr?«

»Sie« – Marge schlug die Seiten ihres Notizblocks um – »lebt noch ... Sabrina Talbot, achtundfünfzig. Die Ehe hielt fünf Jahre.«

»Also war sie bei der Hochzeit achtundzwanzig?«, rechnete Oliver aus.

»Genau ... und er war neunundfünfzig. Er hat ihr eine großzügige Abfindung gegeben, und irgendwo stand, dass seine erwachsenen Kinder nicht besonders glücklich darüber waren.« Marge blickte auf. »Aber das alles ist fünfundzwanzig Jahre her. Wer hegt denn so lange einen Groll?«

»Jemand, der ausreichend angepisst war, um ihm den Schädel einzuschlagen und ihn zu erschießen«, meinte Oliver.

»Ich recherchiere den Hintergrund der Familie vom Revier aus«, sagte Decker. »Dort riecht es eindeutig besser, und ich habe Zugriff auf einen Computer.« Er nahm sich Olivers prächtige Erscheinung vor. »Vielleicht willst du ja dein Jackett lieber im Auto lassen und deine Hose hochkrempleln. Marge hat Schuhüberzieher für dich.«

»Igitt«, sagte Oliver, »das wird wieder eine von diesen miesen Nächten.«

»Scotty, es ist schon lange eine von diesen miesen Nächten«, erwiderte Decker. »Du liegst zwar modisch voll im Trend, kamst aber trotzdem zu spät.«

Marge konnte sich *fast* noch an die Zeiten erinnern, als ein Uhr nachts für tief und fest schlafen stand. Seit zwanzig Jahren, seit sie Ermittlerin der Mordkommission war, stand ein Uhr nachts für Anrufe, die sie zu einem meist grausigen Tatort führten. Im Augenblick trugen sie und Oliver kriminaltechnisch relevantes Beweismaterial zusammen. Inmitten der Sauerei und der Gräueltat gab es ein paar richtungsweisende Pfeile, die darauf hindeuteten, was vorgefallen war. Als ihr etwas Glänzendes aus einem Haufen Scheiße zuzwinkerte, hatte sie eine freudige Ahnung, was das wohl sein könnte. Nur wurde die anstehende Aufgabe dadurch kein bisschen angenehmer.

»Ich muss das nicht wirklich machen, oder?« Marges Frage an Oliver war nicht rhetorisch gemeint. »Ich habe den höheren Dienstgrad.«

»Aber du liebst mich doch ein wenig«, erwiderte Oliver.

»So sehr nun auch wieder nicht.«

Schweigen. »Werfen wir eine Münze?«, schlug Oliver vor.

Marge nahm einen Vierteldollar aus ihrem Portemonnaie, schmiss ihn in die Luft und fing ihn wieder auf. »Was nimmst du.«

»Kopf.«

Sie knallte die Münze auf die Unterseite ihres Arms und

nahm die Hand weg. George Washington starrte sie an. »Ich heul gleich los.«

Oliver tat so, als hätte er nichts gehört, und beschäftigte sich damit, eine Waffe zu finden, die zu der Delle an der Stirn des Opfers passte. Da die Gerichtsmediziner die Leiche abtransportiert hatten, blieben ihm nur Fotos von der Wunde. Sie schien eher rund als eiförmig zu sein, mit ungefähr zwei- bis dreieinhalb Zentimetern Durchmesser.

Olivers erste Wahl war ein Hammer. Er versuchte, eine Werkzeugkiste oder eine Schublade mit Werkzeug zu finden.

Marge verfluchte ihr Glück und bückte sich. Der Gestank war grauenhaft. Sie rümpfte die Nase, dann steckte sie zwei behandschuhte Finger in einen matschigen Haufen Tigerkacke. Sie fischte das Metall heraus und betrachtete das schleimbedeckte Stückchen Stahl. »Kaliber .22. Wenigstens habe ich etwas von Wert gefunden, das den Ekelfaktor aufwiegt. Reichst du mir bitte ein Tütchen?«

»Nur weil du bitte gesagt hast.« Er hielt ihr einen Beweisbeutel hin. »Ich nehme mal an, die logische Frage lautet, wie die Kugel in die Scheiße gekommen ist? Sieht nicht nach etwas aus, das ein Tier normalerweise frisst.«

»Genau, Decker und ich haben uns auch gefragt, warum das Opfer erschossen wurde, der Tiger aber nicht. Und wir haben darüber nachgedacht, wie jemand den Tiger umgehen kann, um an das Opfer zu gelangen.«

»Wie lautet eure Erklärung?«

»Der Tiger wurde mit einem vergifteten Stück Fleisch betäubt. Sie kannte den Täter und hat ihn – oder sie – nicht als Bedrohung eingestuft. Das Tier war angekettet, so dass der Täter ein- und ausgehen konnte, ohne angegriffen zu werden. Oder der Tiger wurde angeschossen, und in dem ganzen Tumult hat niemand ein Einschussloch bemerkt. Gib mir Be-

scheid, wenn dir noch etwas anderes einfällt. Ich rufe morgen früh Agent Wilner an und informiere mich über den Zustand des großen Mädchens.«

»Wohin bringt man denn einen herrenlosen Tiger? Das Letzte, was ich gehört habe, besagt, dass Raubkatzen nicht gerade hoch im Kurs stehen.«

»Es gibt ein paar Tiersyle für Wildtiere. Ich meine mich an irgendeine gemeinnützige Einrichtung für wilde Tiere zu erinnern, als ich noch in Foothill stationiert war – so vor zwanzig Jahren, daher weiß ich nicht, ob der Laden noch existiert.« Marge ließ das Geschoss in das Tütchen fallen. »Wir haben ein Problem.«

»Erzähl's mir.«

»Da wir bereits eine Kugel in der Kacke entdeckt haben, meinst du, es gibt weitere wichtige Beweise in der Kacke, die wir zu gerne übersehen?«

Oliver starrte Marge bedeutungsvoll an. Schließlich sagte er: »Warum tüten wir nicht alles ein und überreichen es der Spurensicherung?«

»Warum nehme ich nicht diese beiden riesigen Haufen hier in Angriff und du diesen da und den da hinten?«

»Kannst du das nicht einem von den Anfängern aufs Auge drücken?«

»Meine Röntgenaugen durchleuchten den Raum hier, sogar während ich mit dir spreche.« Marge drehte ihren Kopf nach rechts und links. »Weit und breit nur du und ich, Kumpel.«

»Mir leuchtet nicht ein, warum ich das tun muss.«

»Falls du es beim ersten Mal nicht verstanden haben solltest«, klärte Marge ihn auf. »Ich nehme die hier, und du kümmerst dich um die da drüben.«

»Wie wär's, wenn ich die Nachbarschaftsbefragung übernehme und Wanda sich die Hände schmutzig macht?«

»Wie wär's, wenn wir das hier *jetzt sofort* hinter uns bringen? Das hier ist das wahre Leben, keine Fernsehsendung zum Thema, und ich habe nicht die ganze Nacht Zeit. Genau genommen habe ich die ganze Nacht Zeit, aber ich will hier nicht meine Zeit verplempern.«

Widerwillig bückte sich Oliver zu dem ersten Haufen Scheiße hinunter. »Was man nicht alles macht, um sein Geld zu verdienen.«

»Na, wenigstens hast du einen Job.«

»Es ist ekelhaft.«

»Wie wahr, und völlig irrelevant. Tu's einfach. Heute ist der erste Tag vom Rest deines Lebens, bla, bla, bla.«

Er tauchte seine Hand in den Haufen und stöhnte. »Mal ehrlich, Dunn, ich ziehe die Vergangenheit der Gegenwart vor. Ich war jünger, ich hatte dunkles Haar, und ich musste noch keinen einzigen Cent Unterhalt zahlen.«

Rina war selbst eine Frühaufsteherin, aber Gabe musste schon beim ersten Sonnenstrahl aus dem Bett gekrochen sein.

»Also gut.« Er fuhr sich mit einer Hand über den flaumigen Schädel. Seine Haare wuchsen wieder nach. Zwischen jetzt und einer Igelfrisur lagen nur noch wenige Tage. »Möchtest du einen Kaffee? Die Maschine ist bereit, aber ich wollte sie nicht anstellen, bevor du nicht da bist. Abgestandener Kaffee schmeckt echt ätzend.«

»Das ist sehr rücksichtsvoll von dir. Ich hätte gerne einen Kaffee. Wie lange bist du schon auf?«

»Ungefähr eine Stunde.«

»Schlafstörungen?«

»Ich hab ein bisschen gepennt. Mir geht's gut.«

»Nervös?«

»Ja, ein wenig.«